

Wie viele seiner Zeitgenossen meldete Fritz Steisslinger sich zu Beginn des Ersten Weltkriegs freiwillig zum Militäreinsatz. 1914/15 war er im Einsatz an der Ostfront, nahm dort aber – wenn man das in diesem Zusammenhang so sagen darf – relativ unspektakulär am Kriegsgeschehen teil. Das änderte sich, als Steisslinger am 30. Dezember 1915 nach einem einmonatigen Heimaturlaub an die Westfront aufbrach. Stationen seines Einsatzes waren die Gegend um Ypern, die Somme, dann wieder Belgien, schließlich die Umgebung von Reims, wo er die Kathedrale durch das Fernglas sehen konnte. Am 5. Juni 1918 wurde er schwer verwundet; dazu hielt er in einer Notiz vom 9. Juni fest: *Der vierte Tag, dass man daliegt wie ein ausgehauenes Stück Fleischbank, das niemand will, mit gut eineinhalb Dutzend Löchern im Leib und kann sich nicht rühren.* Das Ende des Krieges erlebte Steisslinger im Lazarett, mit Operationen und der sich anschließenden Rekonvaleszenz.

Neben schriftlichen Aufzeichnungen hat sich ein Konvolut von zumeist kleinformatischen Skizzen und Bildnissen erhalten, entstanden direkt im Unterstand, oft in Öl auf Leinen ausgeführt. Eines davon zeigt zwei Soldaten am Ausgang eines Unterstands. Das auch für dieses Bild typische asymmetrische Format bezeugt, dass Steisslinger auf allem malte und zeichnete, was gerade an Material zur Hand war. Besonders beeindruckend an dieser Skizze ist, wie hinter der Finsternis des Schützengrabens, die die Soldaten umfängt und sie fast in der Dunkelheit des Unterstands in farblicher Verschmelzung untergehen lässt, die neue malerische Wirklichkeit aufscheint. Ebenso eindrücklich trachtet in einer anderen Studie der soldatische Beobachter noch etwas zögerlich, durch die Farbe endgültig der Düsternis des Schützengrabens zu entkommen.

Freilich sind dies zeitlich nachgeordnete Interpretationen, die aber eine gewisse Plausibilität besitzen. Die meisten der kleinen Front-Skizzen im Nachlass Fritz Steisslingers sind in den dunklen, erdigen Farben gehalten, die seine künstlerischen Werke vor dem Ersten Weltkrieg kennzeichnen. In diese sind nur einige Glanzlichter in leuchtender Farbe gesetzt. Wie Steisslinger die Farbe immer wieder neu entdeckte, hielt er in seinen Kriegstagebüchern fest. So notierte er am 7. April 1917: *Ein Gang ins Dorf, das wie alle vollständig am Boden liegt. Eine wollüstig schöne Erscheinung, wie die Sonne auf dem Chaos liegt in satter Fülle und das grüne Wasser dazwischen hinfließt. Der*



Durch die Dunkelheit zur Farbe – ein geradezu programmatisches Bild: Im Zentrum dieser kleinen Studie öffnet sich die erdige Finsternis des Unterstands in ein helles, freies Farbfeld.

Kanal ist übergetreten und gleicht einem See, der um die Mauerreste der Häuser platscht. Zwischen dem Geröll, Steinen und Schutt lugt allemal das junge grüne Leben hervor, daseinshungrig, mitten in der Vernichtung – der Trümmergrabenschutt. – Ich habe zeichnen wollen, wie ich auf der Brücke stand, aber diese Pracht voll Farbe und Traurigkeit und Übergewalt – die muss man malen.

Sujet der Kriegsskizzen sind zumeist einfache Szenen aus dem soldatischen Alltag, die Kameraden, Unterstände. Auch Auftragsarbeiten entstanden, oft im Tausch gegen Alkoholika oder Tabak: *Wachtmeisterporträt in Kohle und seit gestern gar in Öl.*



*Albdorf (Seeburg),
1921. Inspiriert vom
Licht und der Weite
der Alblandschaft
ändert sich
Steisslingers Malstil:
Ein breiter Pinsel,
schneller Strich und
entschiedenere,
großflächige
Farbigkeit gewinnen
die Oberhand.
Öl auf Papppe,
71 × 99 cm,
Kunstmuseum der
Stadt Albstadt.*

[...] Illig, den Wachtmeister, vollendet. Ich hab' kaum 3 Stunden zu dem Portrait gebraucht, notierte er am 30./31. Januar 1916. In einigen wenigen Werken sind Ruinen oder Brandherde zwischen Häusern festgehalten. Letztlich deuten sie die Zerstörungskraft des Krieges aber nur vage an. Tatsächlich findet sich in seinem malerischen Werk nichts von den Kriegsdarstellungen, wie sie von Otto Dix und anderen hinlänglich bekannt sind – und das ganz bewusst: *Das Wesentliche alles Schrecklichen habe ich damals jedenfalls für mich behalten*, schrieb Fritz Steisslinger in einem Brief an seinen Sohn Hans im September 1943, mitten im Zweiten Weltkrieg. Und im weiteren Verlauf des Briefes merkte er an, dass er weder in Erzählungen, noch in seiner Malerei eine Grenze überschreiten wollte, die die von ihm *geschützte oder gar geliebte Umwelt* zu weit in das Herz der Kriegsfinsternis geführt hätte. Ganz anders jedoch in den persönlichen Aufzeichnungen – dazu später mehr.

Die künstlerischen Stationen: München – Seeburg – Böblingen – Berlin – Brasilien

Geboren wurde Fritz Steisslinger am 2. August 1891 in Göppingen. Nach einer Lehre als Metallgraveur bei der WMF begann er 1909 seine künstlerische Laufbahn mit einem Studium an der Kunstgewerbeschule München, an der er bis 1911 eingeschrieben war, inklusive Abstechern an die Kunstakademie München. Dort kam er mit Franz von Stuck in Berührung. In dessen Geiste begann er Bilder mit symbolistischem Inhalt und in schweren, dunklen Brauntönen zu malen. Eine weitere Begeg-

nung mit Stuck hielt er in einem Notizbuch Anfang Mai 1917 fest, als er während eines Fronturlaubs im Hinblick auf eine Sezessionsausstellung im Juli erneut München besuchte. Er schildert, wie er zu dessen Anwesen fährt, ihn von der Ferne wahrnimmt, aber Distanz hält und schließt mit der Bemerkung: *Wenn ich einen Augenblick früher gekommen wäre, hätte ich ihn getroffen auf der Veranda, Zeitung lesend und ihn zu sprechen versucht*. Eine Anmerkung, die von ehrfürchtig-distanziertem Respekt zeugt und als Beleg dafür gedeutet werden kann,



Das von Georg Warburg 1919 zum Andenken an die Gefallenen des Ersten Weltkrieges gestiftete Ehrenmal der Gemeinde Seeburg bei Urach, entworfen von Fritz Steisslinger, ausgeführt von Steinmetz Karl Gräter.

dass Stück für Steisslingers damaligen künstlerischen Entwicklungsstand eine bedeutende Vorbildfunktion zukam.

Nach Ende des Ersten Weltkriegs heiratete er im März 1919 Elisabeth Haasis aus Urach, mit der ihn eine langjährige, zwar nicht einfache, dennoch den Krieg überdauernde Freundschaft verband. Mit ihr zog er in das kleine Dorf Seeburg südöstlich von Urach. Das Licht, die Farbigekeit und die essenzielle Schlichtheit der abgeschiedenen Alblandschaft führten nach dem Zivilisationschock des Krieges zu einem völlig neuen

Gestaltungswillen. Zwar blieb anfangs die symbolische Thematik, transformiert in religiöse Bildinhalte, Bestandteil des Werks, aber rein formal durchbrachen die Farbe und die freie, expressive Formensprache die bisherige Strenge der Bilder. Und es ist zunehmend die Landschaft selbst, oft überstrahlt von einer dominanten, die Farbigekeit der Bilder mit ihrer Lebenskraft zum Leuchten bringenden Sonne, die zum Thema wird.

Doch auch in Seeburg klang der «Große Krieg» nach: Im Auftrag Georg Warburgs entwarf er das dortige Denkmal zur Erinnerung an die im Weltkrieg gefallenen Seeburger. In der überlieferten Schenkungsurkunde legte Warburg fest, dass *die Art der Ausführung vom Gemeinderat mit meiner und meiner Familie Zustimmung bestimmt werde*. Insofern ist es kein Zufall, dass Steisslinger mit dem Entwurf beauftragt wurde, hatten doch er und seine junge Familie sich mit den kulturell und sozial sehr aktiven Warburgs befreundet. Diese stellten ihm sogar ein Atelier auf Schloss Uhenfels zur Verfügung, wodurch sich die Freundschaft insbesondere zu Siegmund – dem späteren Bankier und Sir Warburg – vertiefte. Leider hat sich ein Porträt, das Fritz Steisslinger 1919 von Siegmund G. Warburg malte, nur in einer historischen Schwarz-Weiß-Aufnahme erhalten.

Bereits von Seeburg aus suchte Steisslinger Anschluss an die Kunstszene Stuttgarts. Eine Erbschaft nach dem Tod von Elisabeths Vater ermöglichte es ihm, am Stadtrand von Böblingen ein 1922

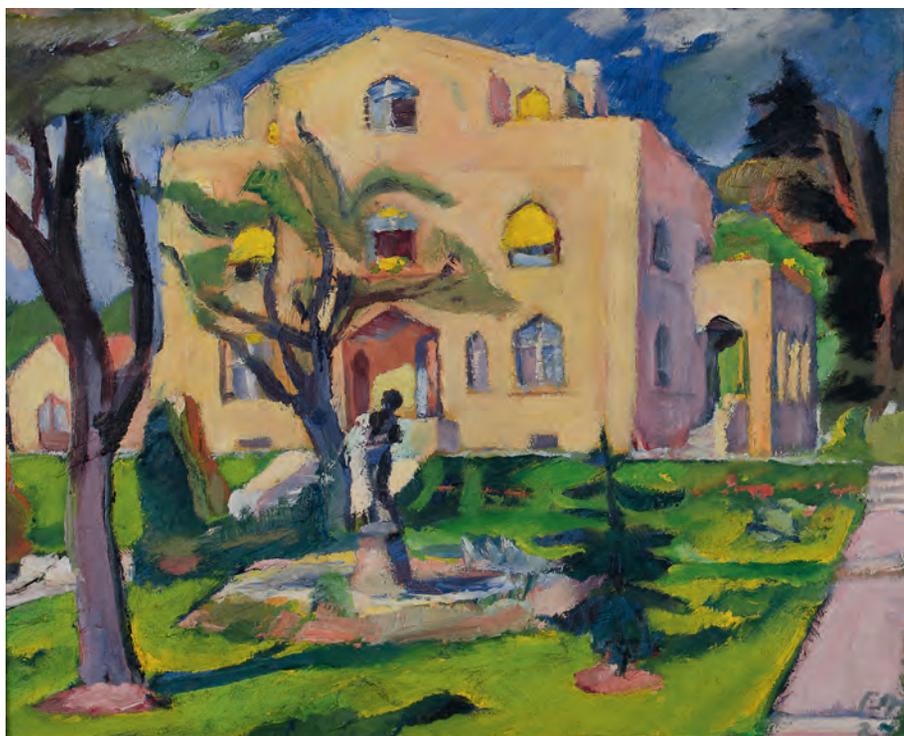


Haus in Böblingen, 1922. Die Skizze des von Fritz Steisslinger entworfenen und 1922 von der jungen Familie bezogenen Atelierhauses zeigt deutlich, wie Steisslinger die Formensprache des Denkmals in Seeburg aufgriff und weiterentwickelte. Kreide auf Papier, 24 × 32 cm.

bezogenes Atelierhaus zu bauen, in dessen Entwurf deutlich das Seeburger Ehrenmal nachklingt. Dort entstand eines seiner eindrucksvollsten Selbstporträts. Es zeigt ihn mit Stift und Zeichenblock inmitten eines abstrakten, mit freiem Pinsel gemalten Farbfeldes, sich selbst typisch kritisch in Augenschein nehmend. Da war er bereits Mitglied der 1923 gegründeten Stuttgarter Sezession, an deren Ausstellungen er regelmäßig teilnahm. Das hinderte ihn allerdings nicht daran, sein Glück nochmals anderweitig versuchen zu wollen: 1929 übersiedelte er mit der inzwischen fünfköpfigen Familie nach Berlin.

Dass es in gewisser Weise widersinnig war, das neue Anwesen gegen eine Wohnung in Berlin-Charlottenburg einzutauschen, sah Steisslinger selbst so. In einer humorvoll karikierenden Zeichnung hielt er die Familie bei ihrer Ankunft am Anhalter Bahnhof fest: Die Kinder mit Schulranzen, die Ehefrau mit Küchenutensilien unter dem Arm und sich selbst mit Malerkoffer in der Hand – und einem kleinen Vogel auf der Ballonmütze. Zwar war der Aufenthalt nicht von Erfolg gekrönt und zwei Jahre später kehrte die Familie nach Böblingen zurück, aber das Aufeinandertreffen mit der Metropole, einschließlich diverser Ferienreisen an die Ostsee, gab seinem malerischen Werk den letzten, entscheidenden Impuls. Hier fand Steisslinger endgültig zur freien Farbgebung und zur Unmittelbarkeit seiner Malerei, dem spontanen Festhalten eines Augenblicks direkt vor dem Motiv.

Eben dies kennzeichnet die Bilder seiner Brasilienreise 1934 und macht ihre Bedeutung als histori-



Haus mit Garten in Böblingen, 1924. Steisslingers Palette beginnt sich hier aufzuhehlen, die Farben werden kräftiger. Öl auf Pappe, 48 × 58 cm.

sche Dokumente dieses Landes aus. Auf der viermonatigen Reise wollte er in Erfahrung bringen, ob es eine Möglichkeit gab, mit der Familie dem seine Schatten vorauswerfenden Nationalsozialismus zu entkommen. Bereits 1933 war die Stuttgarter Sezession als «Sammelbecken subversiver Kräfte» aufgelöst worden. Der Freund Reinhold Nägele hatte mit Schwierigkeiten wegen seiner jüdischen Ehefrau Alice zu kämpfen. Es war klar, woher und vor allem wohin der Wind wehte. Steisslinger hatte familiäre Beziehungen nach Brasilien, da Elisabeths Brüder dort lebten. Er trat die Reise im April 1934 an, malte, schrieb zahlreiche Briefe, konnte sogar in der von Theodor Heuberger geleiteten Kultureinrichtung zur Förderung der deutsch-brasilianischen Kulturbeziehungen «Pro Arte» in São Paulo und Rio de Janeiro ausstellen. Letztlich waren seine Bemühungen, in Brasilien Fuß zu fassen, jedoch erfolglos und er reiste zurück nach Deutschland.

*Notizen aus dem Schützengraben –
das Tagebuch als Ort der Selbstreflexion*

Wie eingangs erwähnt, haben sich im Nachlass Fritz Steisslingers mehrere Notizbücher aus der Zeit des Ersten Weltkriegs erhalten, von denen vor allem ein ausführliches Tagebuch besonderes hervorsteht. Es stellt einen Höhepunkt seiner Auseinandersetzung mit der Kriegssituation dar. Steisslinger – ein junger Mann Mitte Zwanzig – befand sich zu der Zeit im Kriegseinsatz an der Westfront, zuerst in Belgien in

der Gegend um Ypern, ab August 1916 in der Region Hauts-de-France zwischen Cambrai und Combles, also mitten im Kampfgebiet der sogenannten «Schlacht an der Somme».

Das disziplinierte Erscheinungsbild des Tagebuchs lässt darauf schließen, dass es von Steisslinger explizit zum Zweck der Reflexion seiner selbst und der Geschehnisse geschrieben wurde – wahrscheinlich im Unterstand. In toto ist es fast als persönlicher Entwicklungsroman lesbar: Eigentliches Thema ist die Selbstvergewisserung, der Versuch, sich seiner selbst klar zu werden, herauszufinden, was er von seinem Leben erwartet, zu erwarten hat – eine Frage,

die durch die lebensfeindliche Extremsituation des Krieges zusätzliche Dringlichkeit erfuhr. Unter diesen Vorzeichen werden die Sorgfalt, mit der er das Tagebuch führte, und der literarische Sprachduktus der ausführlicheren Einträge verständlich. Denn bereits in der Art der Niederschrift vergewisserte sich der Autor seiner selbst und damit einhergehend seiner selbstgewählten künstlerischen Existenz. Bezeichnend dafür ist ein Eintrag vom 1. Mai 1917 – er war da gerade auf Heimaturlaub – in einem Notizheft: *Zu Böhringers am Nachmittag. Nur die feminine Hälfte angetroffen. [...] Meine Briefe hat sie gelobt – den Geist darin. Sie meinte, dass ein tadelloser Schriftsteller in mir stecke.*

Wie eingangs angedeutet, scheint das Grauen des Krieges in seinem malerischen Werk bestenfalls indirekt auf. Es steht damit in deutlicher Diskrepanz zu den oft drastischen Tagebucheinträgen. Bevor ich von diesen einige Beispiele gebe, ein kurzer Einschub.

*Versuche der Sinnstiftung in literarischen
Dokumenten aus dem Ersten Weltkrieg*

Bei der Analyse eines solchen ungekürzten Originaldokuments zeigt sich, wie selektiv die offizielle Geschichtsschreibung oft ist. Unter anderem sind es ja eben Tagebücher, die sich als literarische Zeugnisse der Kriegszeit erhalten haben. Denn, so schreibt Wilhelm Krull in der Einleitung zu der von ihm herausgegebenen Anthologie «Krieg von allen

Seiten. Prosa aus der Zeit des Ersten Weltkrieges»: Für den Einzelnen gab es kaum eine Möglichkeit, mehr als seinen unmittelbaren Erfahrungsbereich zu beschreiben. In der Prosa dominierten deshalb auch die auf die subjektive Perspektive begrenzten Ausdrucksformen und die faktographischen Genres: Tagebücher, Reportagen, Korrespondenzen und Memoiren. Im Nachhinein wurde, so Krull, insbesondere von konservativen und völkischen Autoren versucht, eine politisch verwertbare Sinndeutung in die literarischen Dokumente zu legen: Sie stilisierten den modernen Stellungskrieg zum Ort der heroischen Bewährung, des moralischen Bestehens und – aufgrund der Kameradschaft – zur Keimzelle einer neuen Volksgemeinschaft. Chaos und Anonymität der Materialschlacht schienen vergessen. Das unermessliche Leid von Hunderttausenden wurde so als Prüfstein persönlicher und nationaler Integrität legitimiert.

Ganz in diesem Sinne lässt sich eine historische Publikation, zwei Jahre nach Ende des Weltkrieges, lesen. 1920 erschien in der Chr. Belserschen Verlagsbuchhandlung Stuttgart in der Reihe «Die württembergischen Regimenter im Weltkrieg 1914–1918», herausgegeben von Oberst H. Fleischlen, als vierter Band «Das Württembergische Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 120 im Weltkrieg 1914–1918» (das sich wohl aus Soldaten aus Stuttgart, Leonberg und Esslingen zusammensetzte), bearbeitet von Oberst a.D. Fromm. Dieser lobt im Vorwort den unverzagten, todesmutigen Geist und [die] Kameradentreue des Regiments. Jeder, der im R.-I.-R. 120 stand, weiß zu sagen von Kampf und Not, aber auch von unverdrossener Dienst-

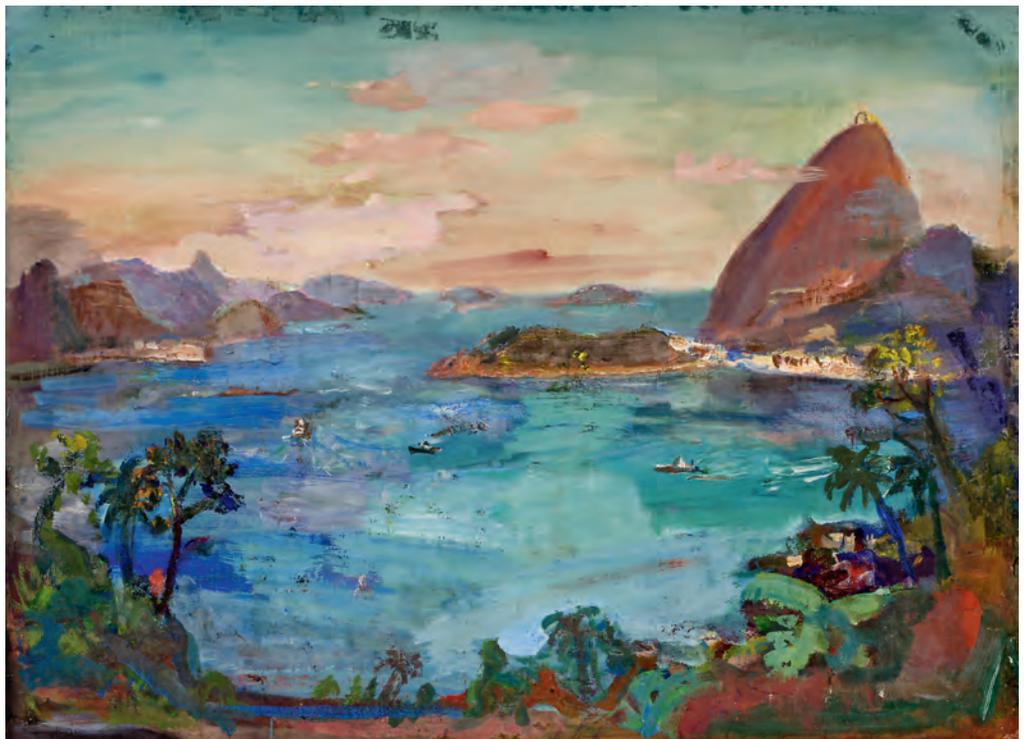
freudigkeit, von treuer aufopfernder Kameradschaft ohne Rücksicht auf den Dienstgrad.

Besonders interessant im Vergleich mit den Aufzeichnungen Steisslingers sind die in dem Band auf den letzten Seiten abgedruckten Tagebuchauszüge von Angehörigen des Regiments. Diese werden als Originaldokumente deklariert, teils mit Nachbearbeitungen durch die Autoren selbst, sind jedoch ausgesprochen selektiv in ihrer permanenten Betonung von Kameradschaft, Heroismus und Patriotismus. So endet eine ausführliche Schilderung aus den Vogesenkämpfen mit all deren Schrecken und damit einhergehenden Entbehrungen mit dem Satz: *Das leisten schwäbische und badische Landwehrleute*. In Bezug auf einen Kameraden heißt es: *Wenn den der Krieg nicht umbringt, macht er ihn stark wie keine zweite Schule des Lebens*. Und selbst wenn explizit von ausgestandener Todesangst die Rede ist, am Ende steht, gegebenenfalls im Vertrauen auf Gott, stets die Zuversicht: *Alles geht noch gut*. – Mit eben diesem suggestiven Zitat enden die wiedergegebenen Auszüge und damit der Textteil des Buches, was sich durchaus als subtile politische Aussage im Hinblick auf die sogenannte «Dolchstoßlegende» lesen lässt.

Das Kriegstagebuch – von vermeintlicher Normalität bis zum Grauen sinnlosen Sterbens

Bei Fritz Steisslinger schwand eine solche Zuversicht zusehends, wie die folgenden Beispiele seiner Notizen aus dem Schützengraben zeigen. Zudem geriet

Guanabara-Bucht mit Zuckerhut, 1934. Eines der wenigen großformatigen Werke, die Steisslinger von seiner Brasilienreise mit nach Hause brachte. Es ist in seiner Farbigkeit charakteristisch für diesen Werkkomplex. Deckfarbe auf Papier, 51,5 × 70 cm.





Soldat auf der Lauer, 1916. Ölskizze Steisslingers aus dem Schützengraben, in ihrer hellen Farbigkeit eine Ausnahme. In einer Mischung von An- und Entspannung, die Zigarette im Mund, scheint der Soldat über den Rand des Schützengrabens nach einer friedlichen Zukunft Ausschau zu halten. Öl auf Pappe, 26,5 × 36,6, cm.

er spätestens ab März 1917 in einen offenen Konflikt mit der militärischen Hierarchie. Dabei beginnt das Tagebuch recht harmlos mit der Abfahrt von Ulm am 30. Dezember 1915. Dass er sich erneut auf dem Weg in den Krieg befindet, versucht er lakonisch als Normalität zu begreifen. Selbst das Testen der Gasmasken auf ihre Tauglichkeit im sogenannten Stinkraum beschreibt er als Teil der Alltagsbegebenheiten: *In der Früh um 7 Uhr ist wieder ein Teil der Mannschaft zum «Stinken» nach R. Anschließend an den Kirchgang soll die Sache von sich gehen. [...] – Meine Maske passt. Ich habe nicht das Geringste wahrgenommen. Abends Schach gespielt mit Ehrlich.*

Dem Kriegsgeschehen kann er zu diesem Zeitpunkt noch fast Idyllisches abgewinnen: *Klare Mondnacht mit ihrer Poesie, Leuchtkugeln und die blitzenden Schüsse. Nur indirekt beginnt das Sterben sich in das Tagebuch zu schleichen, 6. Februar 1916: Auf dem Friedhof von B. nach den gefallenen Göppingern gesucht. Keinen gefunden. [...] Es hatten 95 Verwundete in der Kirche gelegen, die nicht transportfähig waren. Bei der*

Beschießung durch die Engländer sind sie sämtlich getötet worden. Ein großes Massengrab hinter der Kirche hat sie aufgenommen. Um nach einem Angriffssturm mit ersten Gefallenen am 14./15. Februar zu realisieren: Sonderbar! Wie man als Mensch ist und was man als Merkwürdigkeiten an sich feststellt. So sind die beiden Tage gewiss angetan, einen voll zu beschäftigen, und gefangen zu nehmen mit den Ereignissen. Und da ist mir oft zumut, als wenn es nirgends eine persönliche Gefahr gäbe. Das Wirkliche verfliegt wie der flandrische Nebel.

Am 2./3. März 1916 das erste Mal ganz konkrete Betroffenheit, die sich selbst im schriftlichen Duktus der Notiz niederschlägt (Gedankenstriche so im Original): *Den ganzen Tag gefeuert wie's geht. Müller gefallen. Ein Streuschuss in die Batterie geschlagen. Den Bauch hat's dem armen Kerl zerrissen und Fuß und Arm abgeschossen. Schrecklich! [...] Müller ist gestern Abend noch gestorben. – – – – – Ich bin bei den Protzen gewesen, seine Sachen in Ordnung zu bringen. Es war ein trauriges Geschäft. – – – – – [...] Und die Bastion ist halb verloren, trotz aller Anstrengungen. 2 Kompanien Gren-*

diere gefangen und tot. Die erste Batterie neben uns hatte 6 Tote. Dann am 11. Juni: Auf Leitungsflicken 2 Schritt weg ein Schuss. Dreckbollen an den Kopf – für diesmal. Dann Volltreffer im Unterstand. Dann in den englischen Stellungen. Das Chaos des Todes, ‚verreckt an sich selber‘ – hab‘ ich gedacht. Trübe – trostlos – gemein! Aber das ist doch die Orgie der Wahrheit und des Rechts und der Kultur und der Menschenwürde! – Scheißegal!! –

Wenige Tage später, am 23. Juni bricht sich das Entsetzen mit voller Wucht Bahn: Der Krieg mag schrecklich sein, blutig grausam. Am meisten ist er doch erbärmlich. Und eben darum grausig – grausig ... ein einziger Friedhof, scheußliche Katakombe.

Eine Wollust des Ekels! Da hängt ein bleicher Schädel unvermittelt aus der neuen Wegwand hervor. Vom übrigen sind nur die Schultern zu sehen. Seltsamer Kontrast des farbigen Tuchs vom Rock, gut erhalten, über dreimalsgrauer Verwesung hängend. Rings ein scheußliches Chaos, durch welches man mühsam sich hindurchwühlt. Die Infanterie schafft so gut es geht, jeden Augenblick fast sicher, einem Toten aus ihren Reihen den scharfen Spaten ins Gesicht zu hacken. Loch um Loch. Das muss sich ansehen, wie vom Krebs zerfressen, aus der Fliegersicht.

Einige Schritte den Graben hin – da hat man’s in der Nase, das Grässliche, das Gestaltlose; verendende Atome, Miniteilchen der Auflösung: Da liegen unter garstigem, chaotischem Trümmerwerk 9 Mann. Eine Tafel zeigt unbeholfen die Tatsache an, was gänzlich überflüssig wäre: ein bestialischer Ozon registriert dies weit eindrücklicher. Am Wall und Brettverschalung die ange-trockneten Überbleibsel von verspritzten Gehirnen und gestandenes Blut auf den Sandsäcken.

Da hier steht wieder so was: ‚Deine Kameraden ruhen hier in Gott‘!. Ruhen? Davon kann keine Rede sein in der Hölle. [...] Wie ein Kranker bin ich dahingegangen, wie einer, der an sich selbst leidet. Mir scheint, dass es so war: Man leidet an sich selbst, also dass es mich erbarmte. Unsere Krankheit ist: Mensch! Dass ich nicht heule wie ein Hund ist alles.

Im fast unvorstellbaren Kontrast dazu steht ein Eintrag vom 25. Juli 1916: Vergangenen Sonntag Ostende. [...] Die Hauptstraße durch die Stadt gegangen. Glitzernde Schaufenster, Kaffee, Restaurants, Mädchen – – rrrrrrr. – Eine Menge Offiziere, dass es beinahe nötig war, die Hand an die Mütze zu binden. Und dann die Straße hinauf zum Nordseestrand. Was soll man da sagen? Wenn man aus dem gottverdamnten Loch herauskommt, dem

lästerlichen, erbärmlichen Leben, da ist’s schwer, das rechte Wort zu finden. So ging man zum Badestrand, versucht, sich gleich hineinzustürzen. Zurück den Strand an den Badehotels vorbei, zum Kursaal, ganz niedlich ausgestattete Säle in allen mögliche Stilarten, aber hochfenstrig, luftig, mit Gold und Marmorstein und Kolossal-Paletten, die man sonst ‚Auch-Fresken‘ nennt, am Plafond. Kaffee mit Berliner Pfannkuchen. Dann die Kaufläden abgegangen und Karten und Andenken mitgenommen. Und die Straße abgebummelt mit dem bunten Treiben, den schönen, mit geschmackvoller Eleganz gekleideten Ostender Mädchen, mit den Saison-Kleidern und den weißen Spitzenunterrocken – bezaubernde Bilder!

Im Restaurant «Funkenturm» zu Mittag gegessen. Gut! Suppe mit Einlagen – Roastbeef mit neuen Kartoffeln und Blumenkohl – Gebäck. In summa 1,75. [...] Darauf mit der Kleinbahn nach den Batterien hinausgefahren. In Bredern ausgestiegen und in die Dünen gegangen. Nach der wiederkehrenden Flut hinein in die kühlen Wogen der Nordsee. – 2 Stunden haben wir’s ausgehalten in der nassen glitzernden salzigen Herrlichkeit; bis wir dann endlich raus sind und die Sonne uns die würzigen Tropfen von den Leibern leckte und die Torpedoboote draußen kreuzten.

[...] Nach reichlich Bier noch einige Andenken gekauft. Dem alten Herren eine Schnurrbartbürste mit Perlmut-



Selbstbildnis mit Stift, 1924. Freier Farbauftrag, kritischer Blick, spitzer Stift – typisch Steisslinger. Öl auf Pappe, 52 × 46,5 cm.



Häuser an der Spree, um 1930. Nach einem ersten Studienaufenthalt 1924 lebte Fritz Steisslinger von 1929 bis 1931 mit der ganzen Familie erneut in Berlin. Dort entstanden seine malerisch freiesten Werke. Aquarell/Deckfarbe auf Papier, 52 × 63 cm.

terschale, der Mutter ein zierliches Geldbeutelchen aus Perlmutter. Dann nochmals zum Bier – 5 Runden und jedesmal Ex. Toll!!! Dann singend heimgefahren. Vorhang! Und dann Katzenjammer.

Zunehmend hadert Steisslinger mit dem Kriegsgeschehen und den zugrundeliegenden politischen und militärischen Strukturen. Schließlich kommt es am 23./24. März 1917 zu dem offenen Dissens, der Fritz Steisslinger fortan begleiten wird: *Nachher auf der Straße zum Bahnhof angehalten von einem Major: Warum ich mit meiner Abteilung keine Ehrenbezeugung abgebe? Ich hatte nur allein gegrüßt, dieweil viel Verkehr auf der Straße war und zudem der Herr eben aus dem Haustor trat, als wir vorübergingen. Ich könnte wirklich nicht sagen, was er eigentlich an mich hinredete in mehr oder weniger geschraubtem Tonfall. Ich habe mir nämlich indessen sein Gnomgesicht angesehen mit den Miniaturaugen, dem Schnurrbartfragment – kurz: das ganze halt eine geschminkte Nordseite mit Ohren. – Er werde wohl einen neuen Disziplinarbefehl protegieren.*

Nun ist die Tatsache fertig: ich werde bestraft werden wegen unvorschriftsmäßigen Grüßens eines Herren mit blauer Ader. [...] Die Sache greift mich nicht an. Ich habe es eigentlich nicht anders erwartet. System – prächtiges, musterhaftes. Du unentbehrlicher Pot de Chambre Gesinnungspest! – Willst Du nicht triumphieren? Ich

halte meine Gall' zurück aus Ingrim. Nachher wird das Feuer auch brennen und lustiger – umso lustiger.

Allerhand Respekt vor dem [Leutnant], der vor versammelter Mannschaft klipp und klar sagt, dass man ja immer nur die Achselstücke begrüße, nicht die Träger – der Geslerhut spukt! Merk' Dir's stiller Begleiter: zieh Deine Kappen vor einem Hut und sieh nicht in das Arschgesicht darunter, dass Dich Deine Erkenntnis nicht erstarren lasse! [...] Wer noch nicht orientiert ist über das Aussehen der jungen deutschen Freiheit, die blutgeborene, der trete näher. Ich will sie ihm im Negligé zeigen. Hat er dann noch Zweifel, ist ihm nicht zu helfen.

LITERATUR

Der Nachlass Fritz Steisslingers wird von Frederica Steisslinger, der Schwiegertochter des Künstlers, im Atelierhaus in Böblingen verwaltet (www.fritz-steisslinger.de). Die Abbildungsrechte für die Abbildungen liegen bei ihr, bis auf das Seeburg-Bild, das sich im Besitz der Städtischen Galerie Albstadt befindet, der ich für die Abbildungsgenehmigung danke.

Hans-Jürgen Imiela: Fritz Steisslinger 1891–1957. Leben und Werk. Theiss Verlag Stuttgart 1990.

Stefan Borchardt: Fritz Steisslinger. Ortswechsel. Landschaften und Städtebilder 1919–1939. Kunststiftung Hohenkarpfen im Beuroner Kunstverlag 2008.

Frederica Steisslinger und Markus Baumgart (Hrsg.): Sehnsucht Brasilien. Der Maler Fritz Steisslinger auf Brasilienreise 1934. Ernst Wasmuth Verlag Tübingen 2010.

Corinna Steimel und Cornelia Wenzel: Bildgewalt. Darstellungen zwischen Wahn & Wirklichkeit aus den Kunstsammlungen der Stadt Böblingen. Deutsches Bauernkriegsmuseum / Städtische Galerie Böblingen 2017.

Gerhard Schneider et al. (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg im Spiegel expressiver Kunst. Kämpfe • Passion • Totentanz. Werke aus der Sammlung Gerhard Schneider und aus Künstlernachlässen. Reutlingen u.a. 2014. Gerhard Schneider danke ich für die Bereitstellung der digitalen Druckvorlagen der Werke aus dem Schützengraben. Die Geschichte der Familie Warburg in Seeburg wurde von Fridhardt Pascher in «Sir Siegmund Warburg: Bankier von Weltruf mit schwäbischen Wurzeln», Schwäbische Heimat 2012/1 dokumentiert.

Wilhelm Krull (Hrsg.): Krieg von allen Seiten. Prosa aus der Zeit des Ersten Weltkrieges. Wallstein Verlag, Göttingen 2013.

Das Württembergische Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 120 im Weltkrieg 1914–1918, bearbeitet von Oberst a.D. Fromm, Chr. Bellersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1920.